Wie die Wilden baden.

Plauderei von Curt von Waldhofen.

Von Natur aus ist der Mensch durchaus kein Wasserfeind. Namentlich in den wärmeren Ländern benutzt er gern jede Gelegenheit zum Baden, und wohnt er an der Seeküste oder am Flusse, so wird ihm das tägliche Bad zur Gewohnheit. Erst wenn sein Wohlstand steigt, wird er wählerischer. Da wird ihm auch das Wasser zu gewöhnlich. Bei verschiedenen Negerstämmen Inner-Afrikas gilt in der That das Wasser für „gemein", nur arme Leute waschen sich damit und baden darin; reiche Leute reinigen die Haut nur mit Fett und Oel; bei verschiedenen Hirtenvölkern wird die Butter nicht etwa zum Essen, sondern allein zu dem kosmetischen Zweck der Hautsalbung hergestellt.

Die sogenannten Wilden haben sich jedoch mit dem gewöhnlichen Reinigungsbad im Flusse oder in der See nicht begnügt. Was unsere Wasserärzte als neue Entdeckung seit etlichen Jahrzehnten den Menschen predigen, war den Medizinmännern in der entlegensten Wildniß seit ältester Zeit nicht unbekannt geblieben; sie wußten, daß das Wasser gegen verschiedene Leiden helfen kann, und sie benutzen es als Heilmittel. In diesen Tagen, wo so viele in modern eingerichteten Bädern ihr Heil suchen, wird es gewiß interessiren, etwas über die ersten und ältesten Heilbäder der Menschen zu erfahren.

Anhänger der Kaltwasserkuren hat es überall gegeben. Man fand sie auch unter den Indianern Nordamerikas, am radikalsten verfuhr wohl in dieser Hinsicht der Stamm der Moquis; war einer von ihnen fieberkrank, so ging er in das kalte Wasser und blieb darin, bis er gesund wurde oder starb. Wir sehen also: schon die Wilden kannten die Anwendung des Dauerbades. Von seinen Erfolgen wollen wir allerdings lieber schweigen.

Neben dem kalten wurde aber auch warmes Wasser verwendet. Die Gelegenheit, natürliche warme und heiße Quellen zum Baden zu benutzen, bot sich nur an verhältnißmäßig wenigen Stellen der Erde; wo sie aber vorhanden war, wurde sie fleißig gebraucht. Häufiger war die Anwendung der künstlichen warmen und heißen Bäder.

Dazu waren nun Badewannen nöthig, diese wurden aber in der heutigen Form viel später hergestellt, ursprünglich bildete eine schnell ausgeworfene Grube einen Ersatz dafür. In derartigen Wannen konnten nun auch „Kräuterbäder" verabreicht werden, indem man dem Wasser Rinden oder Blätter verschiedener Heilpflanzen beimischte. In dieser Weise verfahren die Bafiote am unteren Kongo. Sie graben im Hausflur eine Grube, pflastern deren Seiten mit Lehm und legen sie mit Bananenblättern aus, dann wird Wasser hineingegossen und die vom Medizinmann gesammelten Heilkräuter hinzugethan. Mit diesen Wannenbädern werden manchmal Kuren à la Doktor Eisenbart vollbracht. Die Baronga an der Delagoabai erzählen sich eine Geschichte, in der ein durch Narben und Geschwüre entstelltes Mädchen gesund und schön wird durch Uebergießen von kochend heißem Wasser in einer als Wanne dienenden Grube. In den Fällen, wo man den Kranken an eine Wasserstelle nicht bringen konnte und eine Grube nicht graben wollte, half man sich auf eine andere Weise. Man schleppte Wasser in Kübeln herbei, wickelte den Kranken in Tücher ein und goß Wasser darüber. Aus diesem Verfahren bildeten sich die verschiedenen Arten der Wickel hervor, die also auch auf eine recht lange Vergangenheit zurückblicken und lange vor Kneipp ihre Muster fanden.

Früher stritten die Gelehrten darüber, wer wohl das Dampfbad ausgedacht habe, ob die Europäer oder die Asiaten? Der Streit ist müßig, denn auch das Dampfbad ist eine der uralten Errungenschaften der Menschheit; man fand es bei Naturvölkern in allen Erdtheilen vor. Große Liebhaber dieser Schwitzprozedur waren die Eingeborenen Amerikas. Sie bauten zu diesem Zwecke besondere Schwitzhütten oder Schwitzhäuser. Handelte es sich um kleine Hütten, so wurden mehrere Stangen in die Erde gesteckt. Ihre Spitzen brachte man kuppelförmig zusammen, befestigte sie in dieser Stellung und deckte den ganzen Bau mit dichtem Blattwerk oder mit Büffelfellen zu, so daß nur ein kochartiger Eingang und manchmal eine kleine Luftöffnung freigelassen wurde. Den Boden hatte man vorher entweder ausgehöhlt oder geglättet. Man wählte für die Errichtung solcher Schwitzhütten für gewöhnlich eine Stelle hart an einem Seeufer oder an einem Flusse oder an einem Bache aus, um einestheils das zur Erzeugung des Dampfes erforderliche Wasser bequem bei der Hand zu haben und um andererseits in der Lage zu sein, dem Dampfbade schnell ein kaltes Bad folgen zu lassen. In diesen Anstalten wurde die Entwickelung des Dampfes dadurch hervorgerufen, daß man Steine erhitzte, in die Hütte brachte und mit Wasser übergoß. Der Kranke hing in einer Hängematte über den Steinen und wurde derart vom Dampf eingehüllt, daß er in kürzester Zeit hochgradig schwitzte. In Californien, New Mexico und in Oregon wurden die Dampfbäder mit der Religion verknüpft. In den Schwitzhäusern, die immer größer und größer gebaut wurden, hielt man schließlich Gottesdienste und Rathsversammlungen ab.

Das einfachste Dampfbad benutzen dagegen die Narrinyeri in Südaustralien. Sie zünden ein Feuer an und machen Steine heiß, dann errichten sie eine Art Gestell aus Stangen, und der Kranke wird daraufgesetzt. Nun bringen sie unter das Gestell einige der heißen Steine, decken den Kranken und das Gestell mit Decken und Fellen zu, so daß nur der Kopf des Kranken freibleibt und gießen Wasser auf die Steine. Der Dampf steigt unter die Decken und hüllt den Körper des Patienten ein.

Dieses Dampfbad der Australneger ist merkwürdigerweise auch bei uns gebräuchlich. Ersetzen wir das Gestell durch einen Stuhl, die Decken und Felle durch einen Gummimantel, die heißen Steine durch einen Spiritusbrenner, über dem sich ein Topf mit Wasser befindet, und wir haben eine Einrichtung, die als „Dampfbad im Hause" viel empfohlen und benutzt wird, und zwar bei uns ebenso wie bei den Australnegern gegen Erkältungen aller Art.

Komplizirter ist schon das mit aromatischen Räucherungen verknüpfte Dampfbad, das von den Eingeborenen am Uelle in Centralafrika gebraucht wird. Der Forschungsreisende Dr. W. Junker hat es selbst versucht und beschrieb es folgendermaßen: „Zu diesem Zwecke wird ein Loch von Armeslänge und etwa ¾ Fuß Durchmesser im Boden der Hütte ausgegraben. Darin werden Holzspähne von einer in der Wildniß wachsenden Baumart, deren Holz citronengelb ist, glimmend erhalten, so daß sie Rauch entwickeln. Der Patient kauert dann über dem Loch nieder und umhüllt sich bis an den Hals hinauf und bis zum Boden hinab mit einer großen Decke, die möglichst wenig Rauch entweichen läßt. Das Unangenehme bei dem Verfahren ist, daß zuweilen das Feuer plötzlich auflodert und an dem Märtyrer emporzüngelt, während gleichzeitig der am Hals beständig hervorqualmende Rauch ihn zu ersticken droht. Im Uebrigen wird aber der Zweck erreicht und der Körper geräth nach kurzer Zeit in so starken Schweiß, daß das Wasser in Strömen herabfließt. Nach einer Viertelstunde wird der Gepeinigte von dem künstlichen Fegfeuer erlöst, worauf der Körper mit rohem, frischem Brotteig gehörig abgerieben und mit Seifamöl noch leicht eingefalbt wird. Solche Räucherungen", fuhr Dr. Junker hinzu, „nahm ich damals oft vor; zwar wurde ich dadurch für lange Zeit am ganzen Leibe quittengelb, aber wenigstens vorläufig des unausstehlichen Juckens ledig."

Als ein Vorläufer der Moor- und Sandbäder kann das „Bodenschwitzen" betrachtet werden. Die Dakota-Indianer bereiten es auf folgende Weise: Ein kleiner Haufen Klötze wird auf der für die Operation bestimmten Stelle verbrannt. Wenn die Erde noch heiß ist, wird eine Aushöhlung gemacht, die groß genug ist, um den Körper des Patienten aufzunehmen. In diese wird er nun, in Decken gehüllt, hineingelegt und so mit heißer Erde bedeckt, daß nur der Kopf freibleibt. In ähnlicher Art bereiten auch die Australneger von Victoria Schwitzbäder, und auch im Innern von Afrika ist das Bodenschwitzen bekannt. Aus Portugiesisch-Westafrika wurde neuerdings folgendes berichtet: Ein Träger war von einem Baume gefallen und hatte sich so stark verletzt, daß er im ganzen Körper Schmerzen fühlte. Der Mann wurde auf dem Bauch liegend eingegraben und durch Rinde und Baumwerk geschützt, nur der Kopf und die Füße blieben frei. Dann wurde über ihm ein tüchtiges Feuer angezündet und so lange unterhalten, wie der Körper eine durchdringende Hitze ertragen konnte. In dieser Lage blieb er vom Mittag bis zum Abend. Das sind gefährliche Kuren, die zur Nachahmung nicht empfohlen werden können.

Im Alterthum und während des Mittelalters wurden bei den Völkern Europas nicht selten „Thierbäder" gebraucht. Sie bestanden in der Regel darin, daß der Patient das erkrankte Glied in den noch warmen, frisch geöffneten Leib eines soeben geschlachteten Thieres steckte. Dieses auf Aberglauben beruhende Heilverfahren ist auch verschiedenen Naturvölkern bekannt. Die Ontanongan-Indianer in Nordamerika heilten einmal einen verzweifelten Fall von Schwindsucht dadurch, daß sie 42 Tage hindurch täglich einen Hund tödteten, ihm den Bauch aufschnitten und die Beine des Patienten in die noch warmen Eingeweide legten. Die Hottentotten erzählten sich folgendes Geschichtchen:

Einst war der Löwe krank. Der Schakal besuchte ihn nicht und die Hyäne verklagte ihn. Vor den Löwen gebracht, erklärte der schlaue Schakal: „Als ich hörte, daß mein Oheim (Löwe) so krank sei, ging ich zum Arzt und frug ihn, ob und welche Medizin meinem Onkel gegen seine Schmerzen gut thun würde. Der Doktor sagte mir: Gehe und sage Deinem Onkel, er solle die Hyäne fangen, ihr das Fell abziehen und sich hineinwickeln, so lange es noch warm ist, dann wird er wieder gesund werden". Der Löwe folgte dem Rathe, ergriff die Hyäne, zog ihr die Haut über die Ohren, während sie aus Leibeskräften schrie und wickelte sich hinein. — Wunderbäder alter Zeit! Sie verfangen nicht mehr, kommen nicht auf gegen elektrische Bäder und heilsame Radiumemanationen!

Der Schatzgräber.

Humoreske von E. Kasch.

Gustav Kuhrt, ein kleiner Ackerbürger in meinem pommerschen Heimathstädtchen, war ein Original, wie sie heutzutage immer seltener werden. Er hatte viel, wahl- und regellos gelesen; wissenschaftliche Werke, Schauerromane, Reiseabenteuer und mit besonderer Vorliebe sogen. Geheimschriften, wie z. B. das 6. und 7. Buch Mosis. Das Gelesene hatte sich in seinem Gehirn zu einem wundersamen Nebel verdichtet, der seinen von Hause aus recht scharfen Verstand mit der Zeit völlig überzog. Er nannte sich selbst mit Vorliebe einen Philosophen, seine Mitbürger dagegen bezeichneten ihn — nemo propheta in patria — allgemein als einen „verrückten Kirl." Seine Philosophie hielt ihn auch durchaus nicht ab, dem krassesten Aberglauben zu huldigen, und nicht nur theoretisch, sondern auch durch die That.

Es war an einem lieblichen Maienmorgen des Jahres 18 .., als Gustav Kuhrt, die unvermeidliche kurze Pfeife im Mundwinkel, sich zu seinem Freund und Nachbar, dem Schlächtermeister August Schiebe, begab.

„Gu — gu — gu'n Morgen, Au— au — gust," sagte der Philosoph, der etwas mit der Zunge anstieß.

„Gu'n Morgen, Gustav!"

„Du ha — a — ast gestern ein ga — nz rothes Kalb geschla — achtet!"

„Ja, Gustav!"

„Willst Du mir die Haut verkaufen?"

„Ja, eigentlich habe ich sie schon Gerber Hantig versprochen, was willst Du denn damit?"

Gustav Kuhrt sah sich erst scheu um; als er sich überzeugt hatte, daß er mit Schiebe allein sei, trat er ganz dicht an ihn heran und flüsterte geheimnißvoll: „Ka—nnst Du sch—weigen?"

Schiebe, der stets den Schelm im Nacken hatte und wußte, daß nun eine von des Philosophen Tollheiten kommen werde, machte ein ernsthaftes Gesicht, legte betheuernd die Hand auf's Herz und sagte: „Wie das Grab, Gustav!"

Der Philosoph ging nun noch näher an den Schlächter heran und erzählte ihm, ab und zu lauschend, ob auch kein Unberufener nahe, daß er in einer Chronik gelesen habe, daß im Klüschenberg, einem kleinen Hügel in der Nähe der Stadt, ein unermeßlicher Schatz aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges begraben liege. In hellen Mainächten flattere ein Flämmchen über der Stelle, und wer die den Schatz hütenden Geister beschwören könne, gelange in den Besitz der großen Reichthümer. Nun habe er, Gustav Kuhrt, aus Dr. Fausts Höllenzwang eine unfehlbare Beschwörungsformel gelernt und sei entschlossen, den Schatz zu heben. Dazu gebrauche er aber unbedingt das rothe Kalbsfell. Wenn Schiebe es ihm billig ließe (der Philosoph war nämlich äußerst sparsam), solle es ihm gar nicht darauf ankommen, ihn mit zwei oder drei Goldstücken aus dem Schatz zu belohnen. Schiebe that hoch erfreut, holte das Fell, überließ es Gustav für zwei Mark und sicherte ihm nochmals Verschwiegenheit zu, bat aber auch, die versprochene Belohnung nicht zu vergessen.

Kaum hatte sich Gustav entfernt, so schlug sich Schiebe mit der flachen Hand auf den Schenkel, lachte, bis er einen ganz rothen Kopf bekam, übertrug dann die Sorge für den Laden seinem Lehrling und begab sich spornstreichs in sein Stammlokal, zu Burmeister in den „Deutschen Kaiser". Hier traf er den Advokatenschreiber Fuhlsand, einen stets zu fidelen Streichen aufgelegten Kumpan, sowie den Kaufmann Max Giers, eine ähnlich gestimmte Seele. Brühwarm gab er sein Erlebniß mit Gustav Kuhrt zum besten, und nachdem sich das würdige Triumvirat nach Kräften ausgelacht, steckte es die Köpfe zusammen, um einen finsteren Plan zu berathen. Endlich war dieser in allen Einzelheiten besprochen, mit diversen Schoppen Bier und den dazu gehörigen Schnäpsen begossen, und die Verschworenen gingen vergnügt nach Hause.

Die alte Uhr hatte soeben mit dumpfen Schlägen die Mitternachtsstunde verkündet. Die Straßen des Städtchens waren wie ausgestorben, nur ab und zu schlich ein schläfriger Nachtwächter träge über das holprige Pflaster. Da wurde die Thür des Kuhrtschen Hauses vorsichtig geöffnet, und der Philosoph, unter dem einen Arm ein starkes Bündel, unter dem anderen ein kohlschwarzes Huhn, trat heraus, sah sich nach allen Seiten um und eilte durch die stillen Straßen in's Freie. Nach kurzer Wanderung hatte er den Klüschenberg, der zum Theil dicht mit Gestrüpp bewachsen war, erreicht.

Wahrhaftig, die alte Chronik hatte recht gehabt! Dort, über einem sogenannten „Hexenring" (kranzförmige Stellen, die besonders üppig mit Gras bewachsen sind), flackerten zwei Flammen. Dem Schatzgräber schlug nun doch das Herz ein wenig, besonders da aus dem umliegenden Gestrüpp ein geisterhaftes Kichern zu kommen schien. Bald faßte er aber wieder Muth, ging beherzt auf die unheimlichen Flammen zu und traf die Vorbereitungen zur Beschwörung. In seiner Erregung hatte er gar nicht bemerkt, daß das geisterhafte Licht seinen Ursprung zwei ganz prosaischen Kerzenstummeln verdankte.

Er öffnete sein Bündel, rollte die Kalbshaut auseinander, setzte einen Todtenschädel daneben, zog mit einem Messer einen Kreis um das Ganze und stellte sich mit dem Huhn in die Mitte. „Gei — gei — geister der Lu— u— uft, des Feu— er— euers u— u— und der E— e— e— rde", begann er dann mit etwas zitternder Stimme, „seid mei— nem Vorha— a— aben günsti—ig."

Nun schnitt er dem armen Huhn den Kopf ab und ließ das Blut auf den Todtenkopf träufeln. Dann entledigte er sich seines Rockes und seiner Weste, wickelte sich in das Kalbfell und legte sich, das Gesicht nach unten, zwischen die jetzt nur noch schwach brennenden Flammen.

In diesem Augenblick erschallte ein so rauhes, mehrstimmiges Gelächter, daß unserem Schatzgräber das Blut in den Adern stockte. Er raffte aber all seine Kräfte zusammen und sprach die fürchterliche Beschwörungsformel aus: Abrameleit, Herr der höllischen Heerschaaren, ich, ein Adept des großen Paracelsus, beschwöre Dich beim Siegel Salomonis, erscheine mit Deinen Gesellen und hilf mir, den hier verborgenen Schatz zu heben. Beim feurigen Salamander, bei der feuchten Undine, beim dreimal brennenden Licht beschwöre ich Dich, erscheine, erscheine! erscheine!"

Er hatte kaum das letzte Wort ausgesprochen, als sein zum Sitzen bestimmter Körpertheil einen so furchtbaren Hieb empfing, daß sein Besitzer laut aufschrie. Trotzdem wagte er es, in die Höhe zu schielen. Da erblickte er drei schwarze Gestalten, die in wunderlichen Sprüngen um ihn herumtanzten.

Die größte Gestalt blieb bei ihm stehen, versetzte ihm mit dem Fuße einen derben Nasenstüber und sagte mit gräßlicher Stimme: „Vermessener, Du hast uns gerufen, und wir mußten erscheinen! Der Schatz ist Dein! Grabe nur an der Stelle, auf der sich der Todtenkopf befindet, nach! Zuvor aber empfange die Höllentaufe!" Im Nu fühlte sich der Schatzgräber an den Kopf und Beinen festgehalten und seine Rückseite derart von Stockhieben bearbeitet, daß er meinte, er müsse den Geist aufgeben. Endlich ließen die Geister von ihm ab und verschwanden unter teuflischem Hohngelächter.

Erst nach geraumer Zeit wagte der arme Geschlagene sich zu erheben. So ungemüthlich hatte er sich den Verkehr mit der Geisterwelt nicht vorgestellt. Wenn aber der Schatz seinen Erwartungen entspräche, so wollte er die erlittene Unbill gern vergessen. Er blickte rings umher; kein Geist war mehr zu sehen. Vorsichtig nahm er den Todtenkopf hinweg und begann mit einem mitgebrachten kleinen Spaten eifrig zu graben. Schon nach ganz kurzer Zeit stieß er auf etwas Hartes und hatte bald einen fest verschlossenen eisernen Topf bloßgelegt. Mit gierig funkelnden Augen wollte er ihn herausheben.

Uff ... war der schwer! Macht nichts, dachte der Philosoph, um so mehr Gold ist drin. Er vergrub das Huhn und das Kalbsfell und zog dann mit seiner Beute ab. Die Sache ging nur langsam, der Topf hatte ein gar zu gewaltiges Gewicht. Endlich langte er keuchend und schwitzend zu Hause an. Sofort machte er sich daran, den Topf zu öffnen.

Er war keine leichte Arbeit; endlich sprengte er aber doch den Deckel mit einem eisernen Brecheisen ab. Welche Enttäuschung! Statt der erhofften blinkenden Goldstücke fand er ein altes eisernes Centnergewicht, einen großen Klumpen Blei und etliche Feldsteine. Dazwischen gestreut war — nun, etwas sehr Uebelriechendes. Auf dem Ganzen lag ein Zettel, auf dem in großen Buchstaben die Worte standen: „Für einen Schafskopf haben wir Dich immer gehalten, aber wir haben Dich zu niedrig eingeschätzt, Gustav Kuhrt! Du bist der größte Esel auf 1000 Meilen in der Runde. Abrameleit und seine Gesellen."

Der Philosoph war rasend, besonders da in den nächsten Wochen von nichts anderem als von seiner Schatzgräberei gesprochen wurde und sich Verschiedene theilnehmend erkundigten, ob er seinen Schatz in Staatspapieren anlegen oder sich ein Rittergut dafür kaufen wolle. Mit Schiebe hatte er niemals wieder ein Wort gesprochen.

— Naiv. Zimmerherr: „Seit drei Tagen warte ich auf den Geldbriefträger!" — Dienstmädchen (schluchzend): „Ach, der kommt nicht mehr zu uns; der ist mir ja untreu geworden!"

Das Selterfräulein.

Von Alfred von Hedenstierna.

Für einen netten, jungen Mann von reinem Herzen, mit manierlichen und sparsamen Gewohnheiten, war es durchaus nichts Merkwürdiges, daß er jeden Morgen in dem kleinen, netten Selterkiosk des schönen, gutgepflegten Parks gern ein Glas Wasser nahm, zumal das „Selterfräulein" jung und hübsch war und etwas Elastisches, Sprudelndes — vielleicht Kohlensäuregehalt? — in ihrem Wesen hatte.

Aber entweder verrieth sie das nicht vor allen, oder es mangelte so früh am Morgen an anderen netten jungen Leuten mit manierlichen und sparsamen Gewohnheiten, denn er konnte seinem Flirt mit dem Selterfräulein ohne irgend welche besonders lästige Concurrenz nachgehen.

„Auch der Flirt war „manierlich", wenn auch nicht sonderlich sparsam. Von Liebe wurde nicht gesprochen, und selbst die soliden, offenbaren Artigkeiten, die zu einer stehenden Fußes dargebrachten Huldigung mit knapp bemessener Zeit zu gehören pflegen, kamen selten vor. Aber er behandelte sie wie eine „Dame": sein Gruß war außerordentlich korrekt, er begann damit, ihr Urtheil zu erfragen über das Wetter, den Park und die Pflanzengruppen und fuhr fort mit einem Gedankenaustausch über die Djurgards - Theatervorstellungen, ihren schüchternen Ansichten respektvoll lauschend, als säße sie in einer Bank und bekäme monatlich hundert Kronen.

Später am Vormittag kamen andere Herren, durstiger, eiliger, dreister, rissen Witze, die nicht immer gelangen, und nickten vertraulich oder faßten achtlos an die Huttrempe.

Das Selterfräulein verglich, ihr Herz klopfte schneller inmitten all der Kohlensäure, ihre Wangen wurden warm und färbten sich höher, wenn sie ihn wiedersah, und er begann, auch Nachmittags zu kommen. Aber nicht einmal ein Händedruck wurde gewechselt oder ein Theaterbillet gespendet, er forderte sie auch nicht zu einem Ausflug auf, wenn sie einen freien Sonntag hatte.

Da fand er eines Morgens ein anderes Fräulein in dem Selterkiosk. Es war nicht ihre gewohnte Ablösungszeit, aber es konnte ja ein Zufall sein, und er ging vorüber. Als sie jedoch auch am nächsten Tage nicht da war, spendirte er wie gewöhnlich fünf Oere für ein Glas Selter und fragte „die Neue", was aus dem „vorigen Fräulein" geworden sei.

Die neue, die von ihrem Schöpfer flüchtiger behandelt worden war, und die diese Frage nun schon hundertmal gehört hatte, warf den Kopf hoch und erklärte mürrisch: „Die, die ist in einem Herrenartikelgeschäft."

Wo?

Das wußte die Neue nicht.

Der nette junge Mann war so furchtbar manierlich, daß er sich nicht einmal gestattete, bewußt ein kleines Selterfräulein gern zu haben; aber er fühlte sich in seiner Eitelkeit verletzt. Er verlangte, daß sie wenigstens so weit an ihm hing, daß sie ihn von der großen Veränderung ihrer Lebensstellung unterrichtete. Machte sie sich nicht einmal so viel aus ihm, daß sie ein Vergnügen daran fand, ihm ihre Erhöhung von einer Saisonverkäuferin im Freien zu einer für das ganze Jahr angestellten Verkäuferin in einem (vielleicht eleganten) Geschäft mitzutheilen? Hatte sie wirklich nicht das Bedürfnißt, ihn wiederzusehen? Das wäre fast frech, und er beschloß, sich zu rächen, indem er nicht mehr an sie dachte.

Mit einiger Anstrengung gelang ihm das, und innerhalb eines Monats vergaß er sie so vollständig, wie ein Bureauchef die Tochter seiner Wirthin aus der Studentenzeit vergißt.

Da erhielt er eines Tages eine Offerte von einer Firma, die nicht nur Reiseeffekten und Regenröcke anbot, sondern auch Kragen, Manschetten und Schlipse.

Sie spazierte in den Papierkorb; als er aber in kurzer Zeit wiederum zwei Karten aus demselben Geschäft erhielt und gleichzeitig fand, daß seine Zahnbürste abgenutzt war, ging er hin.

Das ist die Macht der Reklame.

In dem Geschäft empfing ihn das ehemalige Selterfräulein mit einem Erröthen, das ihm schmeichelte, und in einem so schicken Kleide, daß es seinen Augen wohlthat. Er schenkte ihr einen langen, bewundernden Blick, etwas deutlicher als die, die er früher anzuwenden pflegte, und sagte in einem Ton, der eine halbe Oktave dreister war als früher:

„Es war nicht nett von Ihnen, daß Sie mich von Ihrer Verwandlung aus der Puppe in den Schmetterling gar nichts wissen ließen und mir keinen Wink gaben, um anzudeuten, wo Sie geblieben waren."

Vielleicht war sie nicht ganz so intelligent, wie eine alleinige Verkäuferin in einem besseren Herrenartikelgeschäft es sein müßte. Vielleicht klopfte ihr Herz aber auch zu gewaltig. Denn sie gestand mit kindlicher Naivität:

„Ich ... ich glaube nicht, daß Sie das interessirt, und traute mich nicht ... Aber dann schickte ich Ihnen ja ..."

Oh, oh, das wollte sie ja eigentlich nicht verrathen; aber sie war so überglücklich, daß sie kaum wußte, was sie sagte, und das Gesicht des manierlichen jungen Mannes leuchtete auf, als er begriff, daß sie es gewesen war, die ihm die Offerten geschickt hatte. Er hatte gar nicht daran gedacht, daß sie seinen Namme wußte.

Seitdem hatte er oft in ihrem Geschäft etwas zu thun, und ihr ästhetischer Geschmack, der sich im Selterkiosk in den Unterhaltungen über das Repertoire des Djurgards - Theaters geäußert hatte, fand nun Gelegenheit, sich zu üben, indem sie ihm behilflich war, seine Schlipse auszuwählen.

Er sah sie gern, hörte gern ihre Stimme und wurde böse, wenn ein anderer Kunde sie nach seiner Meinung gar zu kavaliermäßig behandelte. Er liebte sie nicht etwa, Gott bewahre, aber es machte ihm Spaß, mit ihr am Ladentisch zu stehen, und schließlich durfte sie seine Schlipse ganz allein auswählen. Streiften sich aber ihre Hände einmal über den Schlipskästen, so sprühten unsichtbare elektrische Funken in ihnen.

Schließlich wurden sie so gute Freunde, daß er ihr eines Tages eine Rose brachte, die er in ihrem Gürtel befestigte, und daß sie von einem Schlips, der ihm besonders gefiel, zu sagen wagte: „Aber mein Gott, der ist ja abscheulich!"

Es war ein schöner Frühlingstag. Seit einer ganzen Weile schon hatte Niemand die Thür des Herrenartikelgeschäftes geöffnet, und seit drei Wochen hatte er es nicht gethan. Die Luft war warm, und die Knospen sprangen auf. Eine Verkäuferin ist ja nur ein Mensch; ihr Herz war auch aufgesprungen.

Da vernahm man Lachen und laute Stimmen draußen auf dem Bürgersteig, und die Thür öffnete sich vor der in diesem Lokal seltenen Erscheinung einer jungen Dame, eines Mädchens, aus dessen Antlitz, Gang und Lachen auch der Frühling leuchtete. In der Thür wandte sie sich um und rief:

„Ja du, ich muß, denn ich will dich nicht mehr in diesen Negerrepublikstfahnen sehen, in denen du herumzugehen pflegst."

Die Verkäuferin fürchtete, daß ihre Knie sie nicht länger tragen würden, gern hätte sie fünf Oere für ein Glas ihres früheren Getränkes gegeben, denn hinter der jungen Dame kam ihr alter treuer Kunde, fröhlich wie ein Kind und stolz wie ein Kaiser, und ein breiter Goldreif glänzte an seiner linken Hand, als er die Handschuhe auf den Tisch warf und sagte:

„Ihre schönsten Schlipse, Fräulein, wenn ich bitten darf! Einige schwarze und einige lange farbige."

Die junge Dame sah lachend zu der Verkäuferin auf und fügte hinzu:

„Aber in diskreten, matten Farben, in grau vielleicht."

Und wieder streiften sich die Finger zweier Hände, und Wangen glühten, und unsichtbare elektrische Funken sprühten. Die Verkäuferin aber stand unbeweglich daneben und sah zu. Was sollte sie auch thun als die junge Dame lachend erklärte:

„Sie müssen nämlich wissen, Fräulein, mein Bräutigam hat in diesen Dingen gar keinen Geschmack, daß es fast scheint, als wäre er farbenblind, und deshalb bin ich mit hereingekommen. Sie können sich gar nicht vorstellen, was für abscheuliche Schlipse er immer trägt."

Der nette, manierliche junge Mann dachte daran, wer ihm bisher bei der Wahl seiner Schlipse geholfen hatte, er hüstelte verlegen und meinte, der Geschmack sei verschieden.

Und dann gingen die beiden glücklichen Menschen hinaus, die nicht zu vornehm waren, vor Fremden aus Kleinigkeiten viel Aufhebens zu machen.

„Was gibt's? Hol mich der Teufel, wenn ich nicht Thränen in Ihren Augen sehe, Fräulein!" rief der Prinzipal aus, als er gleich darauf aus seinem Kontor neben dem Laden hereintrat.

„Oh, die sagten eben nur, unsere Schlipse seien abscheulich ..."

„Sie sollten sich schämen! Aber sehen Sie, so ist es nun mal, kleines Fräulein, was die Leute eine Weile lang gesehen haben, dafür verlieren sie den Geschmack, wenn es auch noch so schön ist. Suchen Sie ein paar von den ältesten heraus, heften Sie Etikette daran: „75 Oere", hängen Sie sie in's Schaufenster, und Sie werden sehen."

— Eine Vielseitige. Aelteres Fräulein: „Wenn man heirathen will, ist man wirklich geplagt ... heute habe ich mich bei drei Vermittlern vorzustellen ... bei dem einen mit blondem, bei dem zweiten mit schwarzem, und bei dem dritten mit rothem Haare!"

— Hoch hinaus. Arzt: „Gnädige Frau, Sie müssen fort aus der Stadt und zwar sofort, Hauptbedingung: frische reine Luft, am besten Höhenluft." — Frau: „Das ist herrlich, Herr Doktor, ich danke Ihnen herzlich; nun muß mir mein Mann ein Luftschiff kaufen."

— Studentischer Standpunkt. Brüderchen: Geli, Otto, der Reichskanzler ist der höchste Beamte? — Studiosus: Für mich steht der Geldbriefträger höher.

Bernard Shaw und sein Hund.

Der englische Dramatiker Bernard Shaw ist ein großer Thierfreund und pflegt seit Jahren stets Hunde und Katzen und Vögel zu halten. Einmal fiel er, als er in London auf der Straße ging, dadurch auf, daß er einen zottigen, häßlichen Köter, ohne Maulkorb und nur durch eine Leine gesichert, spazieren führte. Das Thier trug auch keine Hundemarke. Tags darauf erhielt der Dichter zwei amtliche Schriftstücke, das eine war eine Vorladung zur Polizei, das andere eine Anfrage der Steuerbehörde, warum er seinen Hund nicht versteuere. Bei der Polizei wurde die Anklage erhoben, daß Shaw seinen Hund ohne Maulkorb spazieren geführt habe. Auf diese Anschuldigung verantwortete er sich mit der Erklärung, daß der Hund gar kein Hund, sondern ein junger Wolf sei. Seines Wissens brauchten Wölfe weder versteuert zu werden, noch unterlägen sie einem Maulkorbzwange. Die Steuerbehörde gab sich mit der Erklärung nicht zufrieden, sondern forderte den Nachweis, daß der Hund ein „Wolf" sei. Die Polizei schenkte dem Dichter Glauben: die Folge war ein gepfeffertes Strafmandat.

Aufrichtig.

Herr: „Zum Kuckuck, ich habe doch befohlen, daß der Weinvorrath ergänzt werden muß!"

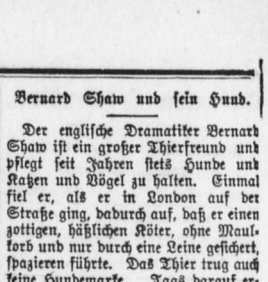
Diener: „Ist auch geschehen, Herr Baron!"

Herr: „So, wer hat ihn denn geliefert?"

Diener: „„Geliefert" hab' ich ihn, Herr Baron!"

— Der Bureaukrat. „Geht denn der Herr Sekretär Tipferl während seines Urlaubes auch ins Bureau?" — „Ja, er besorgt dort immer den Abreißkalender."

Selbsterkenntniß.



Gendarm (einen soeben empfangenen Stockhieb durchsegnend): „... Säufernase, ungepflegter und schwarzer Schnurrbart, Doppelkinn, Fettnacken, Schmerbauch — — — heiliger Bimbam, 's ist 'n wahrer Segen, daß ich 'ne Uniform hab'!"

— Erklärung. Hausfrau: „Du Alter, sag' 'mal, was ist denn eigentlich die Inspiration, von der mir unser Zimmerherr, der Dichter, immer erzählt?" — Hausherr: „Weißt, Alte, das is ungefähr dasselbe, was für uns der Durst is!"

Armer Kerl.

Neues Dienstmädchen (in's Zimmer guckend): „Soll ich noch Bier holen?"

Ehemann: „Ich möchte schon—"

Ehefrau (ihm das Wort nehmend): „Mein Mann will sagen: Ich möchte schon bitten, nachdem ich schon einen Liter getrunken habe, künftig solch' unnütze Fragen gar nicht mehr zu stellen!"

— Mißverständniß. Gattin: „Karl — der Erste!" — Geschichtsprofessor: „768 bis 814!" — Gattin: „Nein, Karl, ich meine nur der Miethe wegen!"

— Kaltblütig. Vater: „Es thut mir leid, daß ich Ihre Bewerbung um die Hand meiner Tochter nicht annehmen kann." — Freier: „Mir auch. Aber bitte, geben Sie mir meinen Blumenstrauß zurück — ich muß noch wo anders anhalten."